

Nr. 68. Bromberg, den 26. Juli 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

(4. Fortsetzung. ——— Nachdruck verboten.)

Ingenieur Haller sah aus dem Fenster.

„Dies ist ein sehr günstiges Zimmer,“ sagte er, „sehen Sie, dort unten liegt der Rasenplatz.“

„Wo der Hund vom Hotel aus erschossen wurde.“

„Von wem?“

„Von seinem Herrn.“

„Weshalb sollte der Besitzer seinen Hund erschießen?“ fragte der Doktor.

„Es ist nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß, der aber die einzig mögliche Erklärung für den rätselhaften Hundemord zu geben scheint. Der Besitzer hält sich hier im Hotel auf und will aus irgendeinem Grunde unerkannt bleiben. Plötzlich entdeckt er, daß sein Hund ihm gefolgt ist. Es gibt ja Jagdhunde, die ihren Herrn aus meilenweiter Entfernung aufspüren können. Er sieht ein, daß der Hund ihn verraten kann, und erschießt ihn, als er die Stimme seines Hundes dort unten in der Dunkelheit erkannt hat. Daraus erklärt sich auch, warum der Besitzer des Hundes sich nicht gemeldet hat.“

„Wenn das der Fall ist, dann birgt dieses Hotel ein neues Rätsel,“ sagte der Doktor und starrte vor sich hin.

„Warum auch nicht,“ antwortete der Ingenieur, „sagte ich Ihnen nicht, daß solch Hotel eine Welt im kleinen ist, mit all ihren Erschütterungen, Geheimnissen und Verblendungen?“

13.

Während dieses Gespräches hatte der Ingenieur am Fenster gesessen und aufmerksam die Umgebung beobachtet, den Rasen, den Wald und was er von den Hofgebäuden sehen konnte. In dem weißen Mondschein lag die Landschaft scharf beleuchtet, mit tiefen, dunklen Schatten da. Dieser Wechsel von Licht und Dunkel, die unbeweglichen Palisaden des Waldes, der kaltblaue Himmel, der gleichsam die Eiskristalle der Sterne ausstrahlte, und das lautlose Glitzern des Meeres machten die tote, öde Stille der Nacht noch intensiver. Die Silhouette des Ingenieurs zeichnete sich scharf und unbeweglich vom Fenster ab. Er hat seine Zigarre ausgehen lassen, so daß nicht einmal mehr ihre Glut leuchtete. In dem schwachen Widerschein des Mondlichtes sah man die Gestalt des Doktors wie eine unförmliche Masse tiefer drinnen im Zimmer.

Plötzlich geht eine Bewegung durch die Gestalt des Ingenieurs, er hat dort unten etwas entdeckt. Der Doktor erhebt sich aus dem Schaukelstuhl und tritt ans Fenster. Unten auf dem Rasen, von den Garagen her, bewegt sich ein Licht, und schwach umstrahlt vom Lichtschein hebt sich die Gestalt eines Mannes aus der Dunkelheit ab. Als sie in den Schein des Mondes kommt, erkennt man deutlich den Hotelbesitzer Gaarder. Er trägt jetzt nicht den unvermeidlichen Gehrock, sondern einen Jackettanzug. Schnell schreitet er auf das Hauptgebäude des Hotels zu.

„Die Runde,“ sagt der Ingenieur. Der Doktor antwortet nicht, beide aber folgen gespannt der schreitenden Gestalt.

Wäre ein dritter und unbefangener Gast im Zimmer gewesen, hätte er sich über das merkwürdige Interesse gewundert, das die beiden Freunde dem Hoteldirektor bewiesen, der doch nur seinen gewohnten Rundgang machte, um sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung sei. Es war, als ob sie einem seltsamen Schauspiel folgten — oder als ob zwei Jäger eine Beute aus der Ferne beobachteten.

Dann verschwand der Mann mit der Laterne, und der Platz lag wieder öde da. Der Ingenieur wartete eine Sekunde. Sagte dann:

„Ich gehe hinunter.“

„Allein?“

„Ja.“

„Was haben Sie vor? Der Mann macht doch nur seine gewohnte Runde.“

„Ich will mal sehen, ob er auch heute nacht seinem toten Freund begegnet.“

Schnell entledigte er sich seiner Stiefel und zog Pantoffel aus weichem Leder an.

Der Doktor kam mit einer Einwendung.

„Gaarder wünscht Ihre Gegenwart ja gar nicht,“ sagte er.

„Um so mehr Grund für mich, zugegen zu sein. Ich möchte wissen, weshalb er allein sein will.“

Einen Augenblick später verschwand er fast lautlos durch die Tür und Dr. Benediktson blieb allein im Zimmer, indem er resigniert seine gedankenlose Beschäftigung im Schaukelstuhl wieder aufnahm. Licht zündete er nicht an.

Das Zimmer, das Ingenieur Haller auf seinen lautlosen Lederschuhen verlassen hatte, lag im zweiten Stock. Er mußte darum zwei Treppen hinuntersteigen. Die Treppen waren nur durch eine rote Lampe auf dem unteren Absatz beleuchtet; trotz der Dunkelheit aber bewegte er sich mit erstaunlicher Sicherheit. Auf den dicken Läufern waren seine Schritte nicht zu hören. Wie ein Schatten fuhr er an der roten Lampe vorbei und verschwand in der Dunkelheit des Korridors, um eine Sekunde später wieder bei der nächsten roten Lampe aufzutauchen und von neuem zu verschwinden. Sein lautloses und hastendes Gebaren war wie die Mystik, die nachts in dunklen, großen Hotels brütet, wo man beim flackernden Schein der Lampen mannigfachen und unheimlichen Augen begegnet, und die in ihrem verzweigten Innern solch seltsame Gegensätze wie eine Hochzeitsnacht und einen Raubmord beherbergen können.

Als er den Korridor D erreicht hatte, blieb er stehen und lauschte. Man konnte deutlich hören, daß sich jemand in der Nähe bewegte, Türen klappten leise, und schnelle, gedämpfte Schritte ertönten auf den Teppichen. Es war Gaarder, der seine Runde machte. Ingenieur Haller versteckte sich hinter der großen Glocke, die zum Schmuck im Gang aufgestellt war, eine jener großen Dorfglocken, die eine verschnörkelte Jahrhundertzahl tragen und seit langem verstummt sind. Von dort aus hatte er Aussicht über Korridor D, der so schwach von der kleinen roten Lampe beleuchtet war, daß das Ende des Ganges ganz von Dunkelheit verschlungen wurde, wie ein Schacht. Es dauerte nicht lange, bis Gaarder den Korridor D erreichte. Seine Lampe hatte er gelöscht, trug sie aber noch in der Hand.

Als Gaarder an der roten Lampe vorbeiging, bemerkte der Ingenieur, daß er einen Revolver in der Hand hielt. Sein Gesicht sah seltsam aus in dem flackernden Schein. Es war nicht gerade von Entsetzen verzerrt, zeigte aber doch höchste Aufregung, einen gewissen verzweifelten Mut. So sieht ein Mann aus, der mit Bewußtsein einer Gefahr entgegengeht. Er schritt hastig aus. Indem der Ingenieur Gaarders Bewegungen mit äußerstem Interesse folgte, stieß er aus Versehen gegen die alte Glocke. Wie ein zartes Instrument, das berührt wird, gab die Glocke ein melodisches Brummen von sich, verstummte aber ebenso schnell wieder. Der Augenblick hatte indessen genügt. Gaarder blieb erschrocken stehen — und plötzlich flammte das Licht seiner elek-

trischen Lampe über den Korridor. Und mitten in diesem Licht stand der Ingenieur.

Gaarder hatte bereits seinen Revolver gehoben, als er den Ingenieur erkannte. Im selben Augenblick schien er freudig überrascht zu sein. Dann aber überkam ihn ein plötzlicher Zorn, und er rückte dem Ingenieur auf den Leib.

„Sind Sie schon wieder da," zischte er, „wird man Sie denn nie wieder los!"

„Sie vergessen, daß ich sehr neugierig bin," antwortete der Ingenieur ruhig, „ich wollte Ihr Gespenst gern sehen. Darum bin ich Ihnen gefolgt. Ich glaubte nämlich, daß es sich nur zeigt, wenn Sie in der Nähe sind."

Diese Worte schienen Gaarder zu überraschen und zu betrüben. Er sah den Ingenieur mit weit aufgerissenen Augen an.

„Warum glauben Sie das?" fragte er. „Haben Sie etwas entdeckt?"

„Sie scheinen sehr furchtsam zu sein," sagte Ingeniur Haller, statt die Frage des anderen zu beantworten, „erklären Sie mir lieber, was Sie mit dem Revolver wollen. Man verjagt Gespenster nicht mit Revolverschüssen."

Eine Erklärung aber sollte er nicht bekommen. Denn bevor Gaarder noch antworten konnte, wurden beide durch einen unheimlichen, entsetzlichen Schrei erschreckt, der durch das Hotel gellte. Er kam aus dem anderen Ende des Gebäudes. Es war ein Schrei um Hilfe.

14.

Der Schrei kam von weit her, klang aber doch entsetzlich deutlich. Er hallte gleichsam von eisigem Entsetzen, von herzzerreißender Qual wider, so daß die beiden Männer einen Augenblick starr standen und lauschten.

Die Stille, die folgte, war drohend und unheimlich. Da aber rafften die beiden sich zusammen und eilten durch den Korridor, in die Richtung, woher der Schrei gekommen war. Sie mochten einige hundert Schritt gelaufen sein, als sie stehen blieben, um zu lauschen. Der Hotelbesitzer war sehr bleich, und sein Haar, das feucht an der Schläfe klebte, ließ ahnen, welche Angst er ausstand.

„Mir war..." murmelte er, „als ob der Schrei aus dem Zimmer meiner Frau, aus unserer Wohnung käme..."

Der Ingenieur sah auf eine Tür, worauf Direktion, Privat stand. Sie war verschlossen und aus dem Zimmer klang kein Laut.

„Sollte ein Mensch im Schlaf geschrien haben?" meinte der Ingenieur nachdenklich. „Es ist merkwürdig, daß der Schrei nicht mehr Unruhe im Hotel hervorgerufen hat, er muß weit und breit zu hören gewesen sein."

„Die offenen Korridore tragen den Laut nicht so stark," erklärte der Hotelbesitzer, der noch immer angestrengt lauschte, den Revolver in der Hand.

„Ist Ihr Revolver geladen?" fragte Ingenieur Haller.

„Natürlich," sagte Gaarder stutzig, „ich laufe doch nicht mit einem ungeladenen Revolver herum. Warum fragen Sie?"

„Sonst wollte ich meinen eigenen zur Hand nehmen."

Ein abermaliger Schrei unterbrach sie und Gaarder packte Hallers Arm. Sie hatten beide gehört, daß der Schrei aus Gaarders Wohnung kam. Diesmal war er nicht so herzzerreißend und langgezogen, eher drückte er Wut und Verzweiflung aus. Es war der Schrei einer Frau.

Gaarder eilte auf die Tür zu, aber sie war verschlossen.

„Von innen verschlossen," murmelte er. Ratlos starrte er den Ingenieur an. Haller musterte ihn von oben bis unten.

„Platz da!" befahl er.

Gaarder wich zur Seite und Haller warf sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Tür. Die Wand bebte, der ganze Korridor bebte, die Tür aber gab trotzdem nicht nach.

„Geben Sie mir Ihren Revolver," sagte er, „ich werde das Schloß durch einen Schuß sprengen."

Er bekam den Revolver und wollte den Schuß gerade abfeuern, als die Tür schnell von innen geöffnet wurde.

In der Türöffnung stand Frau Alexandra, Frau Alexandra in einem faltenreichen, japanischen Kimono, dessen bunte Stickerei in dieser Situation recht seltsam wirkte, wie ein Clownkostüm in einer Tragödie. An den Füßen hatte sie bunte Pantoffel. Ihre Frisur hatte sich gelöst und das Haar hing ihr unordentlich um den Kopf. Sie versuchte die Rolle der Überraschten zu spielen, aber ihre Miene war gekünstelt und stimmte schlecht zu dem Ausdruck des Schreckens und der tödlichen Bläße ihres Gesichts. Sie hielt sich am Türdrücker fest und die Tür schwankte unter ihrem unsicheren Griff. Sie sah aus, als sei sie betrunken oder von Morphium berauscht. Aus dem Zimmer drang der Schein einer Schreibtischlampe. Das Sprechen fiel ihr schwer, doch gelang es ihr, eine heisere Frage nach der Ursache des Lärms hervorzustoßen.

Gaarder murmelte nur geistesabwesend:

„Sie lebt, sie lebt."

„Lassen Sie uns eintreten", sagte der Ingenieur, „der Lärm hat sicher einige Gäste geweckt. Es würde eine Sensation geben, wenn Fremde uns so sehen — Sie in diesem Kostüm, Frau Alexandra, und mich mit dem Revolver."

Frau Alexandra machte den Männern willig Platz und schloß die Tür hinter ihnen.

Gaarder starrte die Portiere an, die das Kontor von den andern Zimmern trennte. Die Portiere war von ihrer Stange gerissen und lag auf der Erde.

Der Ingenieur beobachtete Frau Alexandra scharf. Es war ein seltsames Duell, das in diesen Sekunden zwischen ihnen ausgefochten wurde. Frau Alexandra kämpfte, um zur Ruhe zu kommen und ihre gewohnte Überlegenheit zurückzugewinnen. Dazu aber gebrauchte sie einige unbewachte Augenblicke, und der Ingenieur ließ sie mit Absicht keinen Augenblick aus den Augen. Um ihn zu täuschen, ließ sie einen Redestrom los, ein wirres Schelten, wobei sie immer wieder fragte, was der Lärm vor ihrer Tür mitten in der Nacht bedeuten solle.

„Liebe Alexandra", antwortete ihr Mann zaghaft, „wir wollten dir ja nur zu Hilfe kommen."

„Zu Hilfe! Mir? Warum?"

Sie kreuzte die Arme über dem japanischen Kimono und brüstete sich.

„Wir meinten, du seist überfallen worden", antwortete ihr Mann.

„Das sollte jemand wagen", sagte die große Hotelbesitzerin.

„Wir hörten aber doch zwei furchtbare Schreie aus diesem Zimmer", wandte Ingenieur Haller ein. „Ich hörte einen Menschen in äußerster Lebensgefahr rufen, das klang genau so."

„Und die Portiere, Alexandra, die herabgerissene Portiere", sagte Gaarder.

„Die habe ich selbst heruntergerissen, als ich hereinlief, um zu sehen, was los sei."

„Und die Schreie?"

„Ja, ich habe geschrien. Ist es vielleicht ungewöhnlich, daß man im Schlaf schreit? Ich hatte einen bösen Traum, einen schrecklichen Traum."

Sie schauderte beim Gedanken daran.

Gaarder nahm den Vorhang auf und ging dann ins Nebenzimmer, nachdem er seiner Frau noch einen prüfenden Blick zugeworfen hatte. Der Ingenieur hörte, wie er nebenan die Tür öffnete, wahrscheinlich die Tür zum Schlafzimmer. Im selben Augenblick ging ein kalter Luftzug durchs Zimmer.

„Schlafen Sie stets bei offenem Fenster?" fragte der Ingenieur.

„Im Sommer immer."

„Sie sollten vorsichtig sein", sagte Haller, „der Wind vom Meere ist oft gefährlich."

Im selben Augenblick kam Gaarder zurück.

„Das große Fenster im Schlafzimmer steht offen", sagte er.

„So schließe es, wenn dich friert", schrie Frau Alexandra ihn an. „Worüber lachen Sie?" fragte sie, indem sie sich heftig an Haller wandte.

„Ich lache nicht, Frau Alexandra, ich lächle nur über die weibliche Logik."

„Wundert es Sie vielleicht, daß ich abgespannt bin" sagte sie, „ich bin den ganzen Tag in angestrengter Tätigkeit und brauche nachts meine Ruhe."

„Das begreife ich", sagte der Ingenieur. „Ich bedarf auch ein wenig Schlaf und werde Sie jetzt verlassen."

Er legte den Revolver auf den Schreibtisch.

„Es ist der Ihres Mannes", sagte er, „wie ich höre, ist er geladen."

Damit ging er.

Als er durch den Hauptkorridor ging, sah er, daß der Tag dämmerte.

Im Säulengang bei der Halle begegnete er Petterson, dem Portier.

„Haben Sie den Lärm gehört?" fragte er.

„Nein", antwortete der Portier.

„Sie lügen", sagte der Ingenieur.

Der Portier antwortete nicht. Er lächelte nicht. Er wurde nicht böse. Sein Gesicht war ganz unleserlich.

15.

Der Ingenieur sah ein, daß er aus dem Portier nichts herausbekommen würde.

„Sie haben wohl Ihre Instruktionen bekommen", sagte er. „Sind welche von den Gästen gestört worden?"

„Vereinzelte, aber ich bin ja hier, um sie zu beruhigen." Er zeigte nach oben. „Die dänische Gräfin, die oben wohnt, war gerade im Begriff, hysterisch zu werden, aber ich habe sie beruhigt."

„Hat Herr oder Frau Gaarder Sie instruiert?"

Der Portier schüttelte nur den Kopf und sah ganz verständnislos drein. Darauf ging der Ingenieur weiter.

Das dämmernde Tageslicht fiel in blassen Streifen durch die Fenster, beleuchtete die Läufer auf den Korridoren und heftete sich wie eine geisterhafte Schicht an die Wände. Das rote Lampenlicht der Korridore wurde langsam vom Morgen verzehrt, dessen Schein grau und ohne Wärme in die dunklen Tunnel sickerte. An einem der Fenster blieb der Ingenieur stehen und blickte hinaus. Eine dünne Goldverbrämung hing über dem Walde, der jetzt nicht mehr schwarz, sondern tiefgrün war, über den Rasenplätzen zogen weiße Nebelwolken.

Als der Ingenieur zur Treppe kam, stand Dr. Benediktson auf der untersten Stufe und stützte sich gegen das Geländer.

„Eine seltsame Beleuchtung", sagte er, „als Sie über den Korridor gingen, sahen Sie ganz verstaubt und verblichen aus."

„Und dazu die Kälte", sagte der Ingenieur, „es ist doch merkwürdig, daß die Kälte nicht weichen will. Ich komme eben aus der Wohnung des Hotelbesitzers. Eine eisige Luft kam aus seinem Schlafzimmer, wie man sie in den Herbsttagen auf Kirchhöfen spüren kann. Warum stehen Sie übrigens hier? Hat der Lärm Sie alarmiert?"

„Ich hörte einen Schrei aus weiter Ferne", antwortete der Doktor, „und bin hierhergegangen. Haben Sie den Toten gesehen?"

„Nein."

„Wie soll dieser Geist eigentlich aussehen? Ein Mann mittlerer Größe und in mittleren Jahren, nicht wahr?"

„Das stimmt ungefähr mit Gaarders Beschreibung überein."

„Langer, roter Bart, buschiges Haar, wilde Augen?"

„Richtig."

„Dann habe ich Ihr Gespenst gesehen."

„Wo?"

„Im Korridor D. Dorthin lief ich, als ich den Schrei hörte, ich glaubte, er käme von dort. Und da sah ich ihn."

Der Ingenieur faßte seinen Freund unterm Arm.

„Wir gehen dorthin."

„Er ist nicht mehr da. Ich muß gestehen, daß ich selten etwas so Unheimliches und gleichzeitig so Lebendiges gesehen habe."

Als die beiden Freunde den Korridor D erreicht hatten, erklärte der Doktor:

„Hier stand ich, als ich seine schweren Fußtritte durch die Dunkelheit hörte. Sie klangen eilig, als ob er vor etwas flüchtete. Ich drückte mich gegen die dunkle Wand und harrte des Kommenden. Plötzlich schoß er durch die Glastür, daß es nur so klirrte. Als er bei der roten Lampe vorbeikam, sah ich einen Schimmer seines Gesichtes, wie ich es Ihnen schon beschrieben habe. Er schien zu fühlen, daß jemand ihn betrachtete, denn plötzlich richtete er sein Gesicht auf die Stelle, wo ich stand und fauchte mich an. Seine wilde Erscheinung und die sprühenden Augen waren eigentlich prachtvoll, aber zugleich unheimlich. Ich wurde ganz hypnotisiert von seinem gewaltsamen und unerwarteten Auftreten. Er verschwand ebenso schnell wieder auf dem dunklen Gang, ich hörte, wie er eine Tür hinter sich zuschlug, konnte aber wegen der Dunkelheit nicht sehen, welche es war."

„Er muß also in einem dieser Zimmer sein. Hier sind sechs, drei auf jeder Seite, und alle sind unbewohnt."

„Das sind sie", antwortete der Doktor, „aber er ist nicht da, ich habe in allen Zimmern nachgesehen."

Dr. Benediktson öffnete alle sechs Zimmer nacheinander. Alle waren leer, die Betten weiß überzogen, alles war sauber und unberührt, kirchenstill und seltsam lebensfern, wie solche unbewohnten Hotelzimmer zu wirken pflegen. Die Fenster waren verschlossen, der Ingenieur untersuchte alle, sie waren von innen mit Nickelriegeln versehen.

Die beiden Freunde kamen wieder auf den Gang hinaus und der Ingenieur warf unwillkürlich einen Blick auf die Wände. Der Doktor lachte.

„Nein", sagte er, „ich habe deutlich gehört, daß er durch eine Tür ging. Wie hätte er durch diese festen Wände verschwinden können?"

Er klopfte an mehreren Stellen gegen die Paneele, aber die Wände gaben keinen hohlen Laut von sich.

„Was hatte er an?" fragte der Ingenieur.

Der Doktor überlegte.

„Ich bin ein schneller Beobachter," sagte er, „aber die Verhältnisse lagen ungünstig, es war halbdunkel und ich sah nur wenige Sekunden. Doch glaube ich, daß er einen grauen Flauschrock trug, der bis zum Hals hinauf doppelreihig geknöpft war. Über den Schultern hatte er einen schwarzen Mantel, der bei dem wilden Lauf hinter ihm herflatterte."

„Was für Stiefel?" fragte der Ingenieur eifrig.

„Ich sah deutlich, daß die Hosen in die Stiefel hineingestopft waren, in große schwere Lederstiefel."

„Wie lange Zeit mochte vergangen sein, seit dem Augenblick, wo Sie ihn zuerst sahen, bis die Tür hinter ihm zufiel?"

„Einige Sekunden."

„Und dann hörten Sie nichts mehr?"

„Nicht das geringste. Ich wartete ein oder zwei Minuten, dann ging ich in die Zimmer."

„Während Sie in einem der Zimmer waren, konnte er ja leicht aus dem anderen hinausschleichen."

„Sie kennen mich schlecht, lieber Freund," antwortete der Doktor halb beleidigt. „Ich ging natürlich nicht ganz in die Zimmer hinein, sondern blieb auf der Schwelle stehen. Die elektrischen Kontakte sind gleich neben der Tür. Es ist ausgeschlossen, daß er an mir vorbeigelaufen ist. Außerdem erscheint mir unmöglich, daß ein so gewaltsames Wesen keinen Lärm macht. Die Glastür am Ende des Korridors stand die ganze Zeit still. Er hat den Korridor nicht verlassen."

„Und dennoch ist er nicht mehr hier."

„Nein, er ist nicht mehr hier," antwortete Dr. Benediktson. „Jetzt aber ist die Uhr fünf, was wollen Sie tun?"

„Ich will mir die Stiefel anziehen," sagte der Ingenieur, indem er nachdenklich auf seine Lederpantoffel herabsah, „schwere, dicke Stiefel. Der Morgen ist so schön, daß man ihn benützen muß."

(Fortsetzung folgt.)

Die Badereise.

In drei Briefen erzählt von Otto Promber, Dresden-Laubegast.

Dresden, 5. Juli 1924.

Lieber Schnock!

Also, da säße ich wieder mal an meinem Schreibtisch, lege einen sauberen Briefbogen vor mich hin, tauche die Feder tief in die schwarze Sündflut und will mit Dir 'ne schweigsame Plauderstunde halten.

Mensch!

Was hältst Du nun eigentlich von mir? Ein halb Jahr nicht geschrieben, alle Deine schönen Ansichtskarten aus dem Riesengebirge ignoriert und — halb geschieden. Meine Sünden sind groß! Aber meine letzte Sünde soll mir gerade zur Entschuldigung dienen.

Du weißt ja gar nicht, wie mir die delikate Geschichte im Kopf herumrumort! Mir brummte in den letzten Tagen der Schädel, als ob sich eine Windmühle drin herumbewegte. Und alles das durch eine Frau!

Zwei Jahre sind's nun her, daß mich Lotte nach halbjähriger Ehe verließ und zu ihrer Mutter zurückkehrte. Und verzeih' mir den fatalen Witz: Zwei Jahre sind's her, daß wir ein wenig von einander schieden, aber noch immer nicht „ge"schieden sind. Ich seh' sie noch an der Flurtür stehn, mit Paketen bepackt, die Augen verschleiert. In ihrem blauen Bolerojäckchen und dem taubengrauen Hut mit der knallroten Schleife gefiel sie mir niemals besser als in dem Augenblick, da sich der Vorhang unserer Ehekomödie (denn ich alter Esel seh' ein, es war tatsächlich eine solche!) senkte. Doch es ging einfach nicht länger. Wir verstanden uns nicht. Absolut nicht!

Und dennoch glaube ich, daß es bei ihr mehr das Heimweh war, was sie von mir scheiden ließ. Du mein Gott, 19 Jahre! Halb Kind, halb Weib. Ist's nicht so? Gab es auch fast täglich zwischen uns eine Szene, so gab es doch auch manche hübsche, sogar reizende Stunde, in der wir wie Kinder miteinannder lebten. Wir verschwendeten eben unsere Launen, nein, warfen damit leichtfertig umher. Es schien uns anfangs Vergnügen zu bereiten, uns ein wenig in dramatische Pose zu setzen, bis aus dem Spiel der Launen ein wirkliches Drama wurde und wir uns im Spiel mit dem Feuer gehörig gebrannt hatten. Dann gingen wir.

Sie war nicht schlecht, meine Frau, o nein. Nur etwas verzärtelt, verwöhnt, bizarr, gleich hochfahrend. Und das zusammen bildete ein so unglückseliges Konglomerat, daß ich meinte, es sei mit ihr nicht länger zum Aushalten. Mag sein, ich war gegen Lottchen oft ein wenig hitzig — vielleicht auch mal grob. Aber dieses Temperament liegt nun einmal in meiner Natur. Schließlich sind wir beide schuld daran, daß wir uns nicht verstanden haben und uns den Fehdehandschuh für immer vor die Füße warfen.

Du wirst lächeln. Wirst meinen, ich fühle so etwas wie „Reue". Da irrst du aber. Ich bereue nichts, was ich bisher tat; einfach nichts! Etwa vor sich selbst Kusch-dich machen? Fehlte noch! Aber ein leises Bedauern überkommt mich doch wohl, wenn ich denke, daß wir uns schließlich noch zusammengefunden haben würden. Wenn sie nur nicht gar

so halsstarrig, so trotzig gewesen wäre, sich nicht darauf versteift hätte, den Trumpf auszuspielen! Auch in mir liegt Rasse. Und so ließ ich sie eben laufen und spielte — den Gleichgültigen. . . .

Als ihr beim Abschied die Tränen in die Augen traten, zeigte ich mich kaltblütig. Und als sie meine Hand zu lange hielt, zog ich sie zurück. Ein letztes kühles, steifes „Leb wohl" — die Tür klappte zu. Die Schritte auf der Treppe verhallten. Ich stand mutterseelenallein in der öden Wohnung und — brach totunglücklich zusammen . . .

Ein Narr bin ich, daß ich diese schmerzlichen Erinnerungen wieder auffrische! Ich glaubte sie schon verblaßt, nahezu vergessen. Aber in einer schlaflosen Nacht stiegen sie wieder aus dem Schatten meiner Seele empor, krochen schemenhaft durch die Winkel meines Herzens und wuchsen gleich Dämonen über mich hinaus, mich unsagbar peinigend und fast erdrückend. Riesenhaft standen diese Geister der Vergangenheit vor mir. Ich litt Tantalusqualen. Erst, als es gegen Morgen dämmerte, schrumpften sie wieder zusammen, ohne tagsüber ganz zu verblassen.

Eine gewisse Erregung zittert seitdem in mir. Ich gleiche einem Vulkan, der sich nach jähem Ausbruch nicht wieder beruhigen kann und mit leisem, tiefinnerem Brodeln, Zittern und Beben seine tiefinnere Unruhe verrät. Fast fürchte ich, daß sich eine zweite Leidenschaft für Lotte in meiner Brust bilden könnte.

Kennst du die Worte, die einst Graf Bussi-Rabutin an Madame de Sévigné richtete? „Die Liebe wird nicht müde, sich zu wiederholen." Auch die Liebe für ein und dasselbe Weib kann wieder aus dem Sarge steigen und eines Tags leise und doch erschütternd an unsere Herzenstür pochen, daß uns schaudert und die arme Seele nicht weiß, wohin sie sich flüchten soll. Ich glaube, diese Worte lassen eine vielseitige Auffassung zu. Hat man einen Gegenstand verloren, den man sehr liebte, und nun da er unerreichbar geworden ist, gleichsam doppelt lieben muß — fürwahr, es gibt keine größere innere Qual!

Doch schließen wir dieses Kapitel! Vorüber ist vorüber. Und mein Stolz läßt sich durch keine Leidenschaft sozusagen den Kopf abschlagen. Übrigens: was rede ich denn da. Leidenschaft! Trübe, dumme Erinnerungen sind es. Nichts weiter. Das Schlimmste wäre, daß ich sentimental würde.

Aber ich habe das Bedürfnis, mich zu zerstreuen. Ich beabsichtige, ein paar Wochen in Wiesbaden zuzubringen. Zwar bin ich vor reichlich zwei Jahren mit meiner Frau dort gewesen. Dennoch glaube ich, daß mich das frohe, bunte Leben nur aufheitern wird. Und am End' muß ein starker Mann seine Gefühle meistern. Kopf oben! Und so werde ich gegen Mitte des Monats nach Wiesbaden davondampfen.

Verzeihe meine Ungezogenheit, daß ich mich noch nicht einmal nach Deinem und Deiner lieben Familie Befinden erkundigt habe; hoffentlich alles wohl und munter?

Ich verspreche Dir, nun öfter zu schreiben und bin mit herzlichem Gruß meines Schnockes ergebenster Fritz.

*

Wiesbaden, 20. Juli 1924.

Lieber Schnock!

Eine schlaflose Nacht liegt hinter mir. Was ich gestern erlebt habe, nimmt noch zur Stunde, wo ich Dir diese Zeilen schreibe, mein ganzes Denken und Fühlen in Anspruch. Und vernimm nun die wunderlichste Geschichte meines Lebens:

Am 16. Juli kam ich hier an. In einer Pension stieg ich ab und mietete mir ein hübsches Zimmer mit Balkon auf die Dauer von drei Wochen. Am 17. unternahm ich in den prächtigen Anlagen die erste Promenade; am 18. — also vorgestern — wurde mir die Freude zuteil, einem alten lieben Kollegen aus Dresden hier zu begegnen, mit dem ich natürlich sofort für die Dauer meines Hierseins einen Zweibund schloß, unter der Marke: Geselligkeit auf Gegenseitigkeit. Wie mein Kollege meinte, habe ich alter Knabe mich hier „ziemlich fesch" etabliert; kaffeebrauner Promenadenanzug, Glacees, graue Promenadenschuhe, violetter Selbstbinder, weißer Panama. Weiß der Teufel, das steht mir!

Gestern nun Reunion. Gehe mit meinem Kollegen bei schönstem Wetter aus, und nachdem wir zwischen Bierstuben, Cafés und Konditoreien ein Stündchen herumlaviert sind, gelangen wir in den Konzertgarten des X.'schen Kurhotels. Natürlich alles überfüllt. Unsere Blicke schweifen umher: wo niederlassen? „Ha", macht da mein Kollege, „an jenem Tisch ist noch Platz; kommen Sie!" Er voraus, ich hintennach. Tatsächlich war ein Tisch noch teilweise unbesetzt, und schon läßt sich mein Begleiter auf einem der Klappstühle nieder. Da — ich denke, mich soll der Schlag treffen! Das Blut gerann mir in den Adern. Mir schwindelte. Zwei dunkle Augen, ein rosiger Mund brachten mich total aus der Fassung: — Lotte! „Na, kommen Sie nur!" ruft ahnungslos mein Kollege. Die Blicke richten sich auf mich. Was sollte ich tun? Ich kam mir vor wie ein Frosch, der peinvoll zaudernd in den weit aufgerissenen Rachen einer Natter spaziert. Der Kollege, der nun in befehlendem Tone mich zum Sitzen einlud, erschien mir wie ein Henkersknecht, der den Kopf seines Delinquenten schonungslos in die Schlinge steckt. Ist denn ein solcher Zufall möglich? zuckte es mir durch den Kopf. Herrgott, was jetzt tun? Feige davonlaufen? Nein! Ins Feuer! sagte ich mir, sei stark! Und so nahm ich denn mit einer leichten Verbeugung am Tische — meiner Frau nebst Schwiegereltern Platz. Unsagbare Verlegenheit! Hüsteln. Klappern mit den Kaffeetassen. Alles blieb sitzen. Jedem, nur meinem Kollegen nicht, schien das ungewöhnliche Ereignis ganz gräßlich in die Beine gefahren zu sein . . .

Was weiter geschah? Ich weiß es nicht . . . Noch jetzt fiebert meine Stirn und ich bin wie trunken. Nur eins weiß ich, daß — — —

Schluß für heute! Fritz.

*

Dresden, den 10. August 1924.

Himmlischer Schnock!

Heute nur die kurze Nachricht, daß ich seit dem 2. dieses Monats meine zweiten Flitterwochen angetreten habe, indem mein herziges, süßes Lottchen wieder an meiner Seite dahin lebt. Alles andere später, Herzensschnock!
Beneide Deinen treuen Freund Fritz nebst Frau.

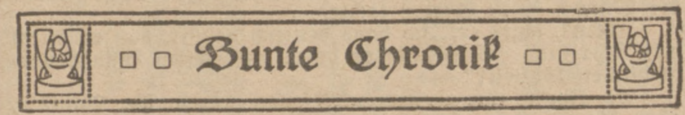
P. S. Ahnte ich's nicht . . .?

Sommer an der Weichsel.

Das Wasser der Weichsel fällt merklich von Tag zu Tag. Große gelbe Sandbänke heben sich in der Mitte und zwischen den Buhnen. Am Ufer und an den Sandbänken ankern viele Flöße, und die Strohbuden beleben das Flußbild. Die Schiffahrt wird immer schwieriger. Fast täglich fährt ein Floß auf den Sand. Siehst du dort die beiden Dampfer? Denen muß es sehr schwer werden; denn dicke schwarze Rauchwolken stößt der Schornstein aus. Zwei Kähne sitzen fest, und die Dampfer wollen sie flott machen. Ein anderer Kahn, wie eine Fuhre Heu hoch mit Faschinen (Kiefernstrauchbündeln für den Buhnenbau) beladen, durchquert den Fluß. Am jenseitigen Ufer sind viele Arbeiter beim Buhnenbau beschäftigt. Im seichten Wasser an dem Sandhügel in der Weichselmitte fischen zwei Fischer mit einem kurzen Zugnetze. Von ihnen wird eine große Schar der Möwen, der Bewohner der Sandbank, aufgescheucht. Mit gellendem Geschrei steigen sie in die Höhe. Die Möve aber, die dicht vor uns am Ufer leicht vorüberstreicht, läßt sich nicht stören. Jetzt stürzt sie pfeilschnell hinab, und das Fischlein, das nach der tanzenden Mücke, sich emporschnellend, schnappte, zappelt in dem Schnabel der Fischerin. Am Weidengebüsch harrt unbeweglich mit ausgebreiteten Glasflügeln die Libelle. Die Treibhausluft des Gebüsches hat ihr unzähliges Jagdwild ausgebrütet.

Der Schiffer beklagt den niedrigen Wasserstand der Weichsel, aber der Niederungsbauer ist froh. Das ist für ihn die schwärzeste Sorge, daß das Sommerwasser über die Wiesen kommen könnte. Das Winterwasser tut nur geringen Schaden, wenn es bald abläuft. Kommt aber eine Sommerüberschwemmung, dann ist die ganze Ernte vernichtet. Dann wird die Wiese mit Schlick bedeckt, das Vieh hat keine Weide mehr und muß im Stalle gefüttert werden, und die Futternot ist groß. Bei den ersten Anzeichen der nahenden Überschwemmung wird in Fieberhast das Gras und das grüne Getreide gemäht. Die Wagen können das Gemähte nicht mehr nach Hause fahren. Mit Kähnen und Trögen wird Gras und Getreide auf die Berge gefahren und dort getrocknet. Und ist das Wasser abgelaufen. dann dunstet die beschlickte Wiese eine modrige gesundheitsschädliche Luft aus.

So kann der Weichselanwohner die Getreideernten in der Niederung zählen. Aber auch im günstigen Jahre merkst du kaum etwas von der Ernte. In wenigen Tagen ist das Getreide gemäht, in Mandeln gestellt, eingefahren und mit der Maschine ausgedroschen.



* **Eine Dante-Säule in Kopenhagen.** In nächster Zeit wird in Kopenhagen vor der Glyptothek eine Dante-Säule errichtet werden. Auf der zwölf Meter hohen Säule wird eine Beatrice-Figur ihren Platz erhalten. Die Errichtung der Säule geht zurück auf eine Anregung des Königs Viktor Emanuel, der vor einigen Jahren Kopenhagen besuchte.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.